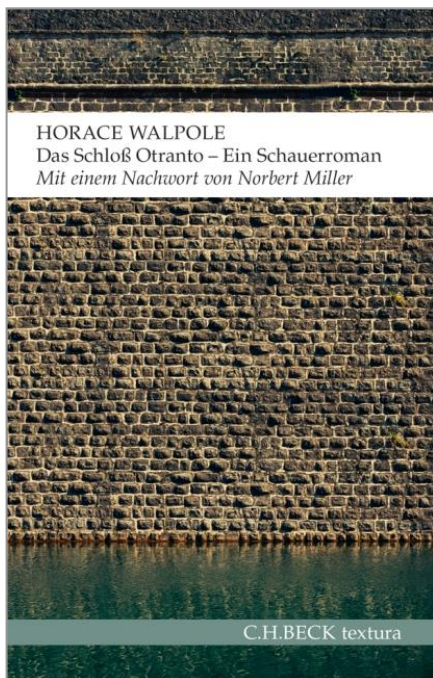


Unverkäufliche Leseprobe



Horace Walpole
Das Schloß Otranto
Ein Schauerroman

Übersetzt von Hans Wolf
184 Seiten mit 8 Abbildungen. Klappenbroschur
ISBN: 978-3-406-65994-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13078524>

T H E
CASTLE of OTRANTO,
A
GOTHIC STORY.

———— *Vanæ*
Fingentur species, tamen ut Pes, & Caput uni
Reddantur formæ. ————

H O R.

THE SECOND EDITION.

L O N D O N:

Printed for WILLIAM BATHOE in the *Strand*,
and THOMAS LOWNDS in *Fleet-Street*.

M. DCC. LXV.

DAS SCHLOSS OTRANTO

Ein Schauerroman

1. KAPITEL

Manfred, der Fürst von Otranto, hatte einen Sohn und eine Tochter: Die letztere, eine ausnehmend liebreizende Jungfrau von achtzehn Jahren, ward Matilda genannt. Conrad, der Sohn, zählte drei Jahre weniger – ein biederer Jüngling, kränklich und ohne versprechende Anlagen; gleichwohl war er der Liebling seines Vaters, welcher niemals irgends Zuneigung gegen Matilda erzeugte. Manfred hatte seinem Sohn ein kontraktlich Verlöbniß auferlegt mit Isabella, der Tochter des Marquis von Vicenza; und deren Vormünder hatten sie bereits in die Hände von Manfred gegeben, auf daß er, sobald es Conrads schwache Gesundheit erlaubte, die Hochzeitfeierlichkeiten ins Werk richten möchte.

Manfreds ungeduldige Erwartung dieser Zeremonie blieb seiner Familie und den Nachbarn nicht unbemerkt. Da die erstere das gestrenge Gemüt ihres Fürsten allerdings fürchtete, so unterfing sie sich nicht, ihre Gedanken zu dieser Übereilung laut auszutun. Hippolita, seine Gemahlin, eine liebreiche hohe Frau, unternahm es zuweilen, der Gefahren zu erwähnen, ihren einzigen Sohn in Ansehung seiner großen Jugend und noch größerer Schwächlichkeit so früh zu verheiraten; allein, sie erhielt niemals eine andere Antwort als Manfreds Betrachtungen über ihre Unfruchtbarkeit, dadurch ihm nur ein einziger männlicher Erbe gewährt worden sei. Seine Vasallen und Untertanen hielten sich in ihren Gesprächen weniger zurück. Sie rechneten diese hastige Heirat der Furcht des Fürsten zu, es möcht' sich eine alte Weissage erfüllen, derzufolge *das Schloß und die Herrschaft Otranto vor-*

geblich dem ieszigen Geschlecht soll kommen ab Handen, so wie der würrkliche Innhaber zu groß worden, darinne zu hausen. Es hielt nicht leicht, dieser Weissage einen Sinn abzumerken; und noch minder leicht war zu begreifen, was sie mit der gedachten Heirat zu tun hatte. Doch ungeacht dieser Rätsel oder Widersprüche verharrte das Volk bei seiner Meinung.

Zur Vermählung ward des jungen Conrads Geburtstag bestimmt. Die Gesellschaft hatte sich nicht sobald in der Schloßkapelle versammelt, und alles war zugerüstet für Beginn des göttlichen Amtes, so wurde plötzlich Conrad selbst vermißt. Manfred, erzürnt über jedwede kleinste Verzögerung, zumal er seinen Sohn sich nicht hatte entfernen sehen, schickte einen seiner Bedienten, den jungen Prinzen herbeizuschaffen. Der Domestik blieb nicht lange genug fort, als daß er den Schloßhof zu Conrads Gemach hätte durchmessen können; außer Atem kam er zurückgeeilt, einem Unsinnigen gleich, starren Blicks und mit Schaum vorm Mund. Er sprach kein Wort, deutete jedoch zum Hof.

Die Gesellschaft war wie erschlagen vor Graus und Entsetzen. Der Fürstin Hippolita, ungewiß, was geschehen, aber beängstet um ihren Sohn, schwanden die Sinne. Manfred, weniger besorgt als entrüstet über den Aufschub der Hochzeit und die Narrheit seines Bedienten, fragte gebieterisch, was es sei? Der Gesell gab keine Antwort, deutete aber fürder zum Hof; endlich, nach wiederholtem Nachfragen, schrie er's heraus: «Oh weh! Der Helm! Der Helm!»

Unterdessen waren einige aus der Gesellschaft in den Hof geeilt, von wannen sogleich ein wirres Gelärm aus entsetzten und bestürzten Aufschreien zu hören war. Manfred, den das Ausbleiben seines Sohnes allgemach in Unruhe setzte, ging nun doch selbst nachsehen, was diese sonderbare Konfusion mochte ausgelöst haben. Matilda verharrte bei ihrer Mutter, bestrebt, ihr Beistand zu tun; Isabella blieb zum nämlichen Behuf, und um

deswillen, weil sie den Unmut zu bergen gedachte über einen Bräutigam, für den sie in Wahrheit nur geringe Zuneigung empfand.

Was Manfred zuvörderst erblickte, war eine Gruppe seiner Bedienten, die etwas emporzuheben suchten, welches das Ansehen eines Berges aus schwarzen Federn hatte. Seinen Augen nicht trauend, konnte er den Blick nicht davon wenden.

«Was tut ihr da?» rief Manfred zornmütig; «wo ist mein Sohn?»

Ein Stimmenschwall antwortete: «Ach! Gnädiger Herr! Der Prinz! Der Prinz! Der Helm! Der Helm!»

Bestürzt über diese Klagelaute und voller Furcht vor dem Ungewissen trat er hastig hinzu – aber was offenbarte sich da dem Auge des Vaters! Er sah sein Kind zerschmettert und schier begraben unter einem riesigen Helm, welcher zu hundert Malen größer war als jede für Menschen gemachte Sturmhaube und den eine fügliche Menge schwarzer Federn bedeckte.

Das schaurige Spektakel, die Ungewißheit der Umstehenden, wie dieses Unglück hatte geschehen können, und namentlich die erschreckliche Wundererscheinung selbst benahmen dem Fürsten die Sprache. Doch sein Schweigen währte länger, als sogar Kummer und Schmerz hätten verursachen können. Umsonst wünschte er das, darauf sein Blick verharrte, für eine Vision anzusehen; ohnedem schien er seines Verlustes weniger zu achten als sich in Betrachtungen über den staunenswerten Gegenstand zu versenken, welcher diesen Verlust ausgewirkt. Er berührte, er untersuchte den fatalen Helm; auch die blutenden, verstümmelten Überreste des jungen Prinzen vermochten Manfreds Blick nicht von dem unheil kündenden Gebilde zu wenden.

Alle, die Manfreds partiische Zärtlichkeit für den jungen Conrad kannten, waren über seine Fühllosigkeit verwundert, ebenso wie sie das Rätsel des Helms bis ins Mark erschütterte.

Ohne vom Fürsten den geringsten Befehl erhalten zu haben, schafften sie den entstellten Leichnam in die Halle. Auch den Frauen, die in der Kapelle verblieben, schenkte Manfred keine Beachtung. Im Gegenteil, ohne der unglücklichen Edeldamen, seiner Gemahlin und Tochter, zu erwähnen, lauteten die ersten Worte, die ihm aus den Lippen kamen: «Nehmt euch der Jungfer Isabella an.»

Die Bedienten merkten nicht auf diesen seltsamen Befehl, sondern folgten der Zuneigung für ihre Herrin, deren Zustand dringlich Not hatte, ihr zu Hilfe zu eilen. Sie schafften sie auf ihr Gemach, mehr tot als lebendig und gleichgültig gegen alles, was Sonderbarliches um sie geschah, ausgenommen den Tod ihres Sohnes.

Matilda, ihrer Mutter in kindlicher Liebe zugetan, unterdrückte den eigenen Kummer und Schrecken und dachte nur darauf, ihr in ihrer Betrübniß beizustehen und sie zu trösten. Isabella, die von Hippolita stets wie eine eigene Tochter behandelt ward und diese Zärtlichkeit mit ebensolcher Ehrerbietung und Liebe vergalt, bemühte sich kaum weniger emsig um die Fürstin; zugleich suchte sie die Last der Sorge zu teilen und zu lindern, welche Matilda, gegen die sie die wärmsten Neigungen der Freundschaft empfand, ersichtlich niederzudrücken drohte. Dem ungeacht gaben die Umstände ihr genugsam Anlaß, auch an sich selbst zu denken. Der Tod des jungen Conrad focht sie nicht weiter an, als daß er betrüblich war; und es dauerte sie nicht, einer Heirat ledig zu sein, welche ihr wenig Glück verheißen hätte, weder von seiten ihres gedachten Bräutigars noch von seiten des grobmütigen Manfred, der, ob er sie gleich durch viel Vergünstigung auszeichnete, ihr Gemüt in Angst und Schrecken versetzte, da er gegen so liebwerte Fürstinnen wie Hippolita und Matilda so grundlose Strenge an Tag legte.

Während die Jungfern die trostlose Mutter zu Bett brachten, blieb Manfred im Hof und betrachtete annoch den ominösen

Helm, ungeacht der Menschenmenge, welche der sonderbare Vorfall mittlerweile um ihn versammelt hatte. Die wenigen Worte, die er sprach, galten lediglich Erkundigungen, ob irgendwer wisse, von wannen das Ding gekommen? Niemand konnte ihm irgends Auskunft geben. Allein, da es ersichtlich der einzige Gegenstand seiner Neubegier war, so wurde es dies auch für die übrigen Zuschauer, deren Mutmaßungen freilich ebenso widersinnig und ungereimt hielten, wie die Katastrophe selbst kein Beispiel hatte. Mitten in diesem sinnlosen Wägen bemerkte ein junger Landmann, den das Gered aus einem Nachbarflecken herbeigelockt, der rätselhafte Helm sehe just wie der auf der schwarzen Marmorfigur Alfonsos des Guten, eines der vormaligen Fürsten, in der St.-Nicholas-Kirche.

«Bube! Was sagst du da?» rief Manfred, in einem Ausbruch von Zorn aus seiner Starre erwachend, und faßte den Jüngling beim Kragen; «was ficht dich an, so trüglich zu sprechen? Dein Leben sollst du mir büßen dafür!»

Die Zuschauer, welche die Ursach' für den Zornmut des Fürsten so wenig faßten wie alles Übrige, was sie bisher gesehen, wußten sich keinen Rat, wie diese neuerlichen Bewandnisse zu entwirren seien. Der junge Landmann selbst war noch mehr überrascht, zumal ihm nicht zu Kopf wollte, inwiefern er dem Fürsten möchte anstößig geworden sein. Allein, in einer Mischung aus Anmut und Bescheidenheit besann er sich, löste sich aus Manfreds Griff und fragte sodann unter einer Verbeugung, welche eher achtsame Arglosigkeit als Furcht verriet, wessen er, mit Respekt, denn schuldig sei? Manfred, unbesänftigt von des Jünglings Demut, sondern vielmehr erzürnt über die Kraft, mit welcher jener sich seiner zupackenden Hand, wenn auch in schicklicher Manier, entledigt hatte, befahl den Bedienten, ihn zu ergreifen; und hätten ihm seine Hochzeitsgäste nicht Einhalt getan, so würde er den Landmann in ihren Armen erdolcht haben.

Im Verlauf dieses Zankhandels waren einige aus dem Zuschauervolk nach der großen, unweit des Schlosses stehenden Kirche gelaufen; mit offenen Mündern kehrten sie wieder und verkündeten, an Alfonsos Standbild fehle der Helm. Diese Kundschaft setzte Manfred ganz außer sich; und als hätte er jemanden gesucht, auf den er seinen inneren Sturm möchte loslassen, fiel er neuerdings über den jungen Landmann her und und rief:

«Schandbarer Unhold! Hexenmeister! Das ist dein Werk! Du bist's, der meinen Sohn getötet!»

Der Pöbel, dem eine Sache eben zupaß kam, welche sich seinem engen Gesichtskreis fügte und darauf er sein wirres Rasonnement zu richten vermochte, schnappte seinem Herrn die Worte gleichsam aus dem Mund und echote immerzu:

«Ja, ja; er war's, er war's: Er hat den Helm vom guten Alfonso sei'm Grabmal stohlen und unserm jungen Prinz damit den Schädel zerhauen» – alle hatten sie freilich nicht darauf bedacht, wie gar groß das Mißverhältnis zwischen dem Marmorhelm aus der Kirche und dem stählernen vor ihren Augen war; noch daß es einem Jüngling von beiläufig zwanzig Jahren unmöglich wäre, ein Rüstungsteil von so ungeheurem Gewicht zu handhaben.

Das törichte Gerufe brachte Manfred wieder zu sich: Allein, ob er nun erzürnt war, daß der Landmann die Ähnlichkeit zwischen den beiden Helmen bemerkt hatte, was zudem dazu führte, daß man das Fehlen des Helms in der Kirche entdeckte; oder ob er irgend frische Gerüchte bei so ungereimten Voraussetzungen zu unterbinden wünschte; genug, er tat ernstlich zu wissen, der Jüngling sei ohne Zweifel ein Schwarzkünstler, und bis die Kirche Kenntnis von der Sache genommen, gedenke er den sonach überführten Zauberer als Gefangenen unter dem Helm zu halten; er befahl seinen Bedienten, den Helm anzuheben und den Jüngling darunter zu stecken, auf daß er dort in Gewahrsam gehalten,

ohne Nahrung, welche ihm seine Teufelskunst denn zuweg bringen möchte.

Vergeblich erhob der Jüngling Einspruch wider dies unsinnige Urteil: Vergeblich suchten Manfreds Freunde ihn von diesem grausamen und schlecht gegründeten Ratschluß abzubringen. Die Pöbelschaft indes war entzückt über die Entscheidung ihres Herrn, welcher, nach ihrem Verstand, einen hohen Begriff von Rechtlichkeit dargetan, da der Zauberer mit eben der Gerätschaft solle bestraft werden, mit welcher er gesündigt: Auch plagte sie im geringsten nicht das Gewissen, der Jüngling möchte leicht Hungers sterben, sintemal sie des festen Glaubens waren, er vermöchte sich mittels seiner diabolischen Gabe selbst Nahrung zu schaffen.

Manfred sah somit seine Befehle freudig befolgt; und nachdem er einer Wache strikt aufgetragen, dem Häftling keine Nahrung zukommen zu lassen, beurlaubte er seine Freunde und Begleiter, verriegelte die Schloßthore und zog sich auf sein Gemach zurück, darin er nur seinen Bedienten zu verbleiben verstattete.

In der Zwischenzeit hatten Obsorge und Eifer der beiden Jungfern die Fürstin Hippolita wieder zu sich gebracht, die trotz ihrem eignen Kummer und Gram immer wieder Nachricht von ihrem Gemahl begehrte, bald ihre Bedienten geschickt hätte, auf ihn achtzuhaben und endlich Matilda auftrug, sie zu verlassen, ihren Vater aufzusuchen und ihn zu trösten. Matilda, die, obgleich sie vor Manfreds Strenge gar oft erzitterte, es an liebevollem Pflichtgefühl gegen ihn nicht fehlen ließ, tat, wie ihr geheiß, empfahl ihre Mutter der Hut Isabellas und erkundigte sich bei den Domestiken nach ihrem Vater; sie erfuhr, er habe sich auf sein Gemach zurückgezogen und befohlen, niemanden vorzulassen. In der Gewißheit, er sei über den Tod ihres Bruders in Gram versunken, befahrte sie, der Anblick seines einzigen verbliebenen Kindes möchte seine Tränen erneuern, und zögerte, ihn in seinem Schmerz zu stören; allein, die Sorge um ihn, gestützt auf das Geheiß ihrer

Mutter, ermunterte sie zu dem Wagnis, seinen Befehl zu mißachten; ein Fehler, dessen sie sich nie zuvor schuldig gemacht hatte.

Die ihr eigene zarte Scheu bewog sie, einige Minuten vor seiner Tür zu verharren. Sie hörte ihn im Zimmer hin und wider gehen, unsteten Schrittes; eine Stimmung, welche ihre Besorgnis wachsen ließ. Genug, sie hatte nicht sobald um Einlaß gebeten, als Manfred plötzlich die Tür öffnete; und da es inzwischen dämmerte, was sich zur Wirrnis in seinem Gemüt schickte, vermochte er nicht zu erkennen, wer vor ihm stand, sondern fragte ärgerlich, wer es sei? Matilda erwiderte zitternd:

«Mein teuerster Vater, ich bin es, Eure Tochter.»

Manfred trat hastig ein paar Schritte zurück und rief: «Hinweg! Ich brauche keine Tochter»; jäh wandte er sich ab und schlug die Tür vor der entsetzten Matilda zu.

Sie wußte zu gut um das Ungestüm ihres Vaters, als daß sie es auf eine zweite Zudringlichkeit wollte ankommen lassen. Nachdem sie sich vom Schreck dieses bitteren Empfangs ein wenig erholt hatte, trocknete sie ihre Tränen, zu verhindern, daß Kunde von diesem zusätzlichen Schlag möchte zu Hippolita gelangen, von welcher sie kurz darauf in den ängstlichsten Wendungen befragt ward, wie sich Manfred befinde und wie er seinen Verlust ertrage. Matilda versicherte sie, er sei wohl und schicke sich mit mannlicher Tapferkeit in sein Unglück.

«Aber will er mich nicht zu sich lassen?» fragte Hippolita bedrückt; «will er mir nicht erlauben, meine Tränen mit den seinen zu mischen und den Gram einer Mutter am Busen ihres Ehegespons zu bergen? Oder trügst du mich gar, Matilda? Ich weiß, wie sehr Manfred vernarrt war in seinen Sohn: Trifft ihn dieser Schlag nicht zu hart? Hat ihn dieser Schlag nicht hingestreckt? Du antwortest nicht – ach! Ich fürchte das Schlimmste! – Helft mir auf, meine Teuren; ich will, ich muß zu meinem Gemahl. Schafft mich auf der Stelle zu ihm: Er ist mir teurer noch als meine Kinder.»

Matilda gab Isabella einen Wink, Hippolita am Aufstehen zu hindern; die beiden liebevollen Jungfrauen suchten der Fürstin mit sanfter Gewalt Einhalt zu tun und sie zu besänftigen, als plötzlich ein Bedienter aus Manfreds Gesinde hereintrat und Isabella bedeutete, daß sein Herr mit ihr zu sprechen begehre.

«Mit mir!» rief Isabella.

«Geht nur», sagte Hippolita, erleichtert ob der Nachricht von ihrem Gemahl: «Manfred mag den Anblick seiner Familie nicht ertragen. Er gesteht Euch mehr Fassung zu als uns und fürchtet den Ausbruch meines Schmerzes. Spendet ihm Trost, teure Isabella, und sagt ihm, eher wolle ich meinen Gram unterdrücken, als daß ich seinen damit vermehre.»

Da es inzwischen Abend war, trug der Bediente, der Isabella geleitete, eine Fackel vor ihr her. Als sie zu Manfred gelangten, der bereits ungeduldig auf der Galerie umherging, fuhr dieser zusammen und sagte hastig:

«Hinweg mit der Fackel, und dann fort mit dir!»

Hierauf schlug er heftig die Tür zu, warf sich auf eine Wandbank und lud Isabella ein, neben ihm Platz zu nehmen. Zitternd gehorchte sie.

«Ich habe nach Euch geschickt, Jungfer Isabella», sagte er, – dann hielt er in ersichtlich großer Verwirrung inne.

«Gnädiger Herr!»

«Ja, ich habe Euch rufen lassen, einer Angelegenheit halber von hoher Bedeutung», fing er wieder an. «Trocknet Eure Tränen, Jungfer Isabella – Ihr habt Euern Bräutigam verloren. Wohl, ein grausam Geschick! Und ich habe die Hoffnungen meines Stammes verloren! Aber Conrad war Eurer Schönheit nicht würdig.»

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de